

Georg August von Breitenbach, Junker auf Gut Bucha im Tal, gelegen in der idyllischen Goldenen Aue, war verwandt mit der Hofmarschallin Concordia Elisabeth von Schardt. Ihr, seiner »Frau Base«, widmete er 1762 seine »Bukolischen Erzählungen und vermischten Gedichte«, denen 1764 noch »Jüdische Schäfergedichte« folgten. Aus der Feder dieses zeichnenden und poetisierenden Krautjunkers stammt die erste, sogar gereimte Charakteristik auf Charlotte, überschrieben mit dem Kürzel: »Auf die Fräulein C. E. A. v. S.« Wie sah Herr von Breitenbach um 1759/60 die älteste Tochter seiner Cousine, zu einer Zeit, als diese gerade siebzehn oder achtzehn Jahre alt und soeben dem Hof der Herzogin Anna Amalia zugeordnet worden war?

»Die gütige Natur verband in Deinem Herzen  
Der Tugend Strengigkeit mit unschuldsvollen Scherzen:  
Des Geistes edler Sinn, der Glieder Reiz und Pracht,  
Die Anmut, die Dir stets aus sanften Augen lacht,  
Ist ein Geschenk von ihr, die Menschen zu beglücken:  
Ach, möchtest Du dereinst ein würdig Herz entzücken!«<sup>58</sup>

Mit diesem dichterischen Lob konnte Charlotte zufrieden sein. Natürlich sollte der Sechseiler schmeicheln, ein Kompliment sein – die bildliche Überlieferung bestätigt es ja. Folglich war der Blick so übertrieben wohl nicht, den Herr von Breitenbach hier überliefert hat. Was verraten die folgenden Quellen über das Wesen der jungen Schardt, der späteren Frau von Stein? War sie die außergewöhnliche Persönlichkeit, als die sie heute erscheint, umstrahlt von der Aureole der zehnjährigen Freundschaft mit Goethe? Wie war Charlotte von Stein wirklich? Adalbert Luntowski, der

1913 mit Eloquenz der »sentimentalen Wertung« des Lebensbildes der Charlotte widersprach, blickte ausschließlich durch die Goethe-Brille, als er schrieb, es sei unwichtig, dass sie eine gute Mutter und den Freunden eine verlässliche Freundin, dass sie, trotz fehlender Liebe zum Ehemann, eine fürsorgliche, aufopfernd pflegende Gattin, dass sie eine mitleidende und mildtätige Frau gewesen sei. »Im Ansehen dessen, was diese Frau vordem war« – womit Luntowski die Zeit der Gemeinsamkeit mit Goethe meint –, »bedeutet es nichts.«<sup>59</sup> Das ist ein abschätziger, ein ungerechter Satz. Hier soll, zur Ehrenrettung der Stein, deshalb der Versuch unternommen werden, dieses »Nichts« durch eine Reihe von Fakten auszufüllen. In der Tat, sie war eine gute, sich sorgende Mutter. Charlottes Briefe an ihre Söhne, von denen sie oft getrennt war – sei es durch ihre eigenen Aufenthalte in Kochberg, die jährlichen Kuren in Bad Pyrmont, Bad Ems, Karlsbad, Gehren oder Ilmenau, sei es durch die Reisen der Söhne und deren Fernsein in Mecklenburg oder Schlesien –, diese Briefe sprechen eine beredte Sprache.

### **Briefe an Fritz**

Einige Lese- und Kostproben aus Briefen an den geliebten Sohn Fritz, der ihrer Zuneigung und Fürsorge zeitlebens wohl bedürftiger war als der Bruder Carl, welcher fester auf dem Boden des Lebens stand, seien hier eingeschoben. Nachdem Fritz, elfjährig, am 25. Mai 1783 in das Gartenhaus seines Erziehers Goethe umgezogen war, durfte er im Jahr darauf – als Teil des Erziehungsplanes – seinen »Hofmeister« auf dessen zweiter Harzreise im September und Oktober begleiten. Charlotte, besorgt wie jede Mutter in einer solchen Situation, schrieb nach Erhalt eines Briefchens an ihren Spross zurück: »Es freut mich sehr, daß Du in der schönen weiten Welt meiner gedenkst und mir Dieses, ob zwar nicht mit sehr wohlgestaltnen, doch mit leidlichen Buchstaben zu erkennen gibst. Da Du so viel länger weg bist, als ich glaubte fürchte ich, es wird mit Deiner Garderobe schlimm aussehen. Wenn Deine Kleider nichts taugen und Du vielleicht dazu, so sage nur dem Geheimderath Goethe, daß er mein liebes Fritzgen in's Wasser werfe.



sehr leid, daß ich Dich nicht habe mitnehmen können. Du hättest einige artige Spielkameraden gefunden, die aber freilich ihr Persönen etwas eleganter presentiren als ein gewisser Fritz, nun, das wird wohl kommen. In Dein mineralogisches Cabinet könntest Du hier manches sammeln, die Granit Felsen sind prächtig und werden den Geheimderath gewiß viel Freude machen, wenn er nur schon da wäre ...

Ich habe gleich nach meiner Ankunft drauf gedacht, was ich Dir wohl nützlich und nothwendiges mitbringen könnte, nun hast Du mir durch Deinen unbeschnittenen Brief auf eine Papierschere geholfen. Küß Deiner Großmutter von mir die Hände, und sie möge ja verzeihen, daß ich ihr nicht schreiben könnte, sag ihr, daß mir das Bad sehr wohl bekömt.

Dein Onkel ist auch ganz wohl, Grüß die Rheinbaben und die Tante, den Großvater mußt Du auch etwas von mir sagen, und ich hätt schon Salz vor ihn gekauft. Leb wohl behalte mich lieb, von Stein.«<sup>61</sup>

Und dem fast Fünfzehnjährigen in Weimar schreibt sie, aus Karlsbad zurückgekehrt, wo sich, ihr noch unbekannt, gerade jene schicksalhafte Trennung von Goethe vollzogen hatte, am 2. September 1786: »Guten Tag, lieber Fritz! Ich bin heute im Garten gewesen, habe einen schönen Baum mit Pfläumgen gefunden, wo von ich Dir eine Schachtel voll schicke, auch einige Äpfel und etwas gebackenes. Deinen Vater schick ich ein Töpfggen mit Butter zum Abendbrot. Grüß Ernstens, und eine von seinen ehemaligen Liebhaberinnen schickt ihm hierbey einen Tobacks Beutel, mit ihren eignen schönen Händen verfertigt, wo ihr Herz und sein Name drauf vereinigt sind, vermutlich werdet ihr beyden sehr gescheuten Köpfe die Verfaßerin dieses schönen Werks errathen (...) Morgen geh ich nach Rudolstadt, Lotgen hat schon Deinen Brief. v. Stein.«<sup>62</sup>

Praktisch hat sich Charlotte von Stein natürlich nicht allzuviel mit ihren Kindern befasst; das war die Aufgabe der Hofmeister. In dieser Hinsicht unterschied sich das Leben ihrer Familie nicht von dem anderer adliger Familien dieser Zeit.

## Graphologische Schlüsse

Es ist ein sonderbares Gefühl, wenn man einer längst dahingegangenen Persönlichkeit nachspürt und dann Zeugnisse in Händen hält, die ihr zu eigen waren. Der Autographensammler kann nachvollziehen, dass man zum Beispiel den Briefen der Stein mit einer gewissen Ehrfurcht begegnet und sie mit Pietät behandelt, als seien die alten, teils vergilbten Blätter zerbrechlich wie rohe Eier.

Charlottes Schriftzüge sind klar und deutlich und auch für einen ungeübten Leser der deutschen Schrift relativ gut zu entfernen. Wilhelm Bode überliefert dazu ein interessantes Urteil, das deutlich mit der Hypothek der Stein-Legende des ausgehenden 19. Jahrhunderts belastet erscheint und zudem der Graphologie eine Bedeutung beimisst, die ihr die heutige Psychologie kaum mehr zubilligen würde. Bode berichtet, der Schriftstellerin Isabelle Freifrau von Ungern-Sternberg sei in seinem Beisein und Hause am 7. April 1906 der Brief der Charlotte von Stein an Charlotte von Schiller vom 29. März 1789 vorgelegt worden, der dem zweiten Band der Düntzerschen Biographie in Kopie angefügt ist. Frau von Ungern-Sternberg, in Unkenntnis der Schreiberin, habe nach zwei Minuten Betrachtung dieser Schriftzüge folgendes Urteil abgegeben, welches dann, nach dem Lüften des Geheimnisses (!), schriftlich festgehalten worden sei: »Bei wenig ursprünglichem, hinreißungsfähigem Temperament erscheint Frau v. Stein als eine wesentlich intellektuelle, lyrisch-idealen Schwunges fähige, durchaus unsinnliche Natur. ›Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte‹ ist ihr so recht auf den Leib geschrieben. Auf Grund einer zugleich zarten und zähen Konstitution fühlt sie sensitiv; die Kehrseite dieser Empfindsamkeit aber ist Empfindlichkeit, die sich bei einem gewissen Egoismus zum Nachtragen verschärft. ›Trag ein Weib auf deinen Händen nach Rom und setze sie am Tore unsanft nieder – sie vergißt dir's letzte nimmer‹ – darf auf sie und Goethe angewandt werden. Denn, mag sie auch idealer Liebe und treuer Freundschaft fähig sein, sie ermangelt der Uneigennützigkeit und ist so subjektiv geartet, daß sie schwerlich von einer Rückbeziehung auf das eigne, leicht verletztliche Ich absehen kann. Ihr eignet weder Hochmut noch Herrschsucht, wohl aber durchdringt

ein ideal gerichteter Ehrgeiz ihre Seele. Wer treu und zart empfindet, vergißt nicht leicht, wirft nichts hinter sich, wie dies eine mehr sinnlich-elastische Natur wohl vermag.

So schlug denn Goethes Benehmen ihrem Ehrgeiz sowohl als ihrem Herzen eine Wunde, die nie verharschen konnte.«<sup>63</sup>

Da passt freilich zu vieles zum Geist der Zeit; vielleicht kannte Frau von Ungern-Sternberg, die hier so glänzend psychoanalysierte, den Brief bereits; Düntzers Werk erschien immerhin bereits im Jahre 1874. Dagegen ist eine Beurteilung der Handschrift der Stein durch Bernhard Suphan viel zutreffender. Suphan, langjähriger Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar, im subtilen Umgang mit Handschriften hocheffizient, nannte ihre Hand »fein, vornehm, ruhig, sicher und zart zugleich«, »sittig, möchte man sagen«.<sup>64</sup>

### **Heiratsdiplomatie in Schillers Diensten**

Freunden gegenüber war die Oberstallmeisterin verlässlich, geradlinig, offen und fest, sowohl im privaten wie im gesellschaftlichen Bereich. Charlotte von Lengefeld, Schillers spätere Gattin, 1766 in Rudolstadt geboren und den Steins schon durch die relative geographische Nähe zu Schloss Kochberg sehr bald freundschaftlich verbunden, wurde später, obwohl über zwanzig Jahre jünger, eine feste Freundin der Baronin; auch Schiller stand sehr bald auf vertrautem Fuß mit ihr; sein Verhältnis zu Herrn von Stein, mehr noch zu den Brüdern Schardt scheint dagegen, wie bereits gezeigt, sehr distanziert gewesen zu sein. Bevor sich der Bürgerliche Friedrich Schiller mit der Adligen Charlotte von Lengefeld, deren Mutter sehr standesbewusst dachte und handelte, am 22. Februar 1790 in der Dorfkirche von Wenigenjena in aller Stille, aber doch höchst offiziell, vermählen konnte, waren nicht wenige gesellschaftliche Hindernisse zu überwinden. Die Frau von Stein erwies sich dabei als verlässliche Vertraute. Am 13. Oktober 1788 schrieb Schiller seiner künftigen Frau: »Genießen Sie noch recht schöne Tage in Kochberg. Sie sind in sehr guten Händen. Ich habe die Stein sehr lieb gewonnen, seitdem ich ihrem Gesicht mehr zugesehen habe. Ich liebe den schönen Ernst in ihrem Charakter, sie hat Interesse

für das, was sie für wahr hält und was edel ist. Viele Menschen sterben, ohne je was davon zu ahnden.«<sup>65</sup>

»Frau von Stein«, so Schiller im November des gleichen Jahres nach einem Besuch in ihrem Weimarer Haus, »ist mir sehr werth und lieb geworden, und das danke ich Ihnen: Vorher kannt ich sie nur wenig.«<sup>66</sup> Und wenig später: »Ich wäre gerne recht oft um die Stein, weil ihr Wesen mir sehr wohl zusteht, und daß sie Ihre Freundin ist, macht mir sie um so lieber.«<sup>67</sup>

Charlottes vielgerühmte und so seltene Gabe des verständigen Zuhörenkönnens beförderte einst das innige Verhältnis zu Goethe; auch Schiller empfand diese Gabe als wohltuend, sodass er öfters an die Rudolstädter Schwestern von Lengefeld und von Beulwitz berichtete, er habe wieder einmal »eine sehr angenehme Stunde« bei der Baronin zugebracht.<sup>68</sup>

Indessen wuchs die Liebesbeziehung des »Räuber«-Dichters zu der jüngeren Tochter der sittenstrengen Rudolstädter Hofdame Louise Juliane von Lengefeld – ein Verhältnis, das von den beiden Verliebten aus gesellschaftlichen Rücksichten sorgsam gehütet werden musste. Mitte November 1789 offenbarte sich Charlotte von Lengefeld gegenüber der älteren Freundin und Vornamensvetterin: »Als ich den einen Tag allein mit ihr in Kochberg war, habe ich ihr frei von unsern Verhältniß gesprochen«, schrieb sie an Schiller; »sie leitete mich darauf, und wuste schon voriges Jahr manches, woraus sie es doch schließen konnte. Daß sie heilig ihr Versprechen hält, nichts von alledem gegen keine Seele zu sagen, dafür stehe ich (...) Ihre Schwester kennt sie, dieser sagt sie also sicher kein Wort.«<sup>69</sup> Die Imhoff, Charlottes Schwester, von der hier die Rede geht, galt für redselig.

Schillers Antwort ließ zwar einige Skepsis anklingen: »Möge Dein Vertrauen zur Stein gut ausschlagen liebe Lotte!«<sup>70</sup>, aber die Oberstallmeisterin hat das Vertrauen der beiden heimlich Verlobten nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar in der Stille darauf hingewirkt, was Schiller bei der geplanten Heirat am nötigsten war: eine Stellung, ein Auskommen zu erhalten, was die Gründung einer Familie überhaupt erst ermöglichen konnte. Noch im Dezember 1789, im Brief an seine Verlobte, orakelte und beruhigte sich

Schiller zugleich über das Mitwissertum der Kochberger Schlossherrin: »Hat Dir die Stein unterdessen nichts mehr über unser Verhältnis gesprochen? (...) Wenn die Stein auch gegen Frauen schweigt, so würde es mich immer wundern, wenn sie gegen einen Mann, den sie hochschätzt und liebt, diese Zurückhaltung hätte (...) Du konntest gegen die Stein nicht anders handeln, und im ganzen hat es auch nicht soviel zu sagen, wenn einige discrete Menschen auch davon wissen sollten.«<sup>71</sup> Wenige Tage später, am 8. Dezember, erwog er sogar, »Göthen und die Stein zugleich« wegen der geplanten Eheschließung ins Vertrauen zu ziehen, schloss den Gedanken, von Selbstzweifeln geplagt, dann aber doch aus: »dies ist freilich eine Frage«.<sup>72</sup> Einige Wochen vor der Heirat, am 6. Januar 1790, schrieb er schließlich beruhigt an den Leipziger Herzensfreund Körner: »Wir aßen den Tag darauf bei der Stein zu Mittag, da kam er [Herzog Carl August] selbst hinein, und sagte der Stein, daß er doch das beste zu unsrer Heurath hergebe, das Geld.«<sup>73</sup> Das stille Wirken der Hofdame Stein hatte seine Früchte getragen.

Diese Unterstützung Schillers in seiner Heiratsangelegenheit hielt Charlotte andererseits nicht zurück, entgegengesetzte politische Auffassungen zum Zeitgeschehen offen zu vertreten. Nach dem Bekanntwerden des jakobinischen Terrors in Frankreich schrieb sie an die Freundin Charlotte: »Ist denn Schiller wohl jetzt ganz über die französische Revolution bekehrt, und darf ich wohl jetzt den Nationalkonvent Räuber nennen, ohne daß er sich wie schon einmal darüber entsetzt?«<sup>74</sup>

### **Die Hasserin des Kriegs**

Auch anderen Freunden gegenüber hat sie, beharrlich und gleichbleibend, ihre eigenen Gedanken vertreten, aus ihrer Auffassung kein Geheimnis gemacht. Carl Ludwig von Knebel, weit weniger idealisch veranlagt als Schiller und sicher auch mit weniger Pathos ausgestattet, aber gleichwohl »mit einem starken Tropfen demokratischen und sozialkritischen Öls gesalbt«,<sup>75</sup> hatte die Revolution in Frankreich jubelnd begrüßt und, im Gegensatz zu den meisten Intellektuellen in Deutschland, auch nach den Eroberungen Napoleons die Entwicklung weiterhin mit Sympathie verfolgt. Charlotte

von Stein dagegen, einen gemäßigten Aristokratismus verfechtend, der Fürstenwillkür immer entschieden ausschloss, war aus patriotischen Gründen von Anfang an eine überzeugte Gegnerin des Korsen, den sie – wie ihre Freundin, die Herzogin Louise – aus deutsch-nationaler Gesinnung stets als einen Feind Deutschlands betrachtete. Den Eroberer, den Kriegstreiber hasste sie und brandmarkte ihn als eine Geißel der Menschheit, über welchen Punkt sie mit Knebel, dem ihr herzlich Verbundenen, in einer Dauerfehde lag.

Am 24. Oktober 1810 meldete sie dem im benachbarten Jena lebenden Freund, dass man in Weimar einen außerordentlich großen Adler erlegt habe. »Vor Herzog Bernhards Geburt ist auch einer hier geschossen worden. Vielleicht meldet er einen Befreier des Vaterlands.«<sup>76</sup> Und wenig später zu den Bedrückungen durch die französische Besatzungsmacht: »Über die insolente Schinderei, die man uns jetzt antut, sammle ich alle Tage mehr Galle. Was wird man nicht noch ausfinden, uns den letzten Heller zu nehmen! Wie werden alle kleinen Freuden des Lebens verkümmert! Bald wird sich ein Jeder nur in einer kleinen Zelle müssen einschließen.«<sup>77</sup>

Die Befreiungskriege 1813/14 verfolgte sie mit hochgespanntem Interesse, war aber vor allem vom täglichen Leid der Betroffenen zutiefst berührt; die Ereignisse des Siebenjährigen Krieges, dessen Folgen sie als junge Frau in Weimar hatte miterleben müssen, kamen ihr lebhaft in Erinnerung. »So lieb ich Sie als einen treuen Freund habe«, schrieb die über Siebzijährige im Mai 1813 an Knebel, »so wäre es doch besser, es wären keine Männer in der Welt: da gäb's dann keine Eroberer!«<sup>78</sup> Der männliche Adressat führte, verteidigend, als »Unheilbringer« Eva und Helena ins Feld; die Stein ließ das nicht gelten und erwiderte: »Was die Eva betrifft, so könnten wir den Prozess gegen Moses gewinnen, denn *ein* Zeuge gilt nichts! Und Helena war ja ein unschuldig Werkzeug des Kriegs! Wir haben jetzt sehr traurige Gegenstände an Krüppel und Verwundete. Heute sind wieder solche 2000 angesagt. Auch 800 Würzburger, die zur Armee gehen: Die sind noch ganz!«<sup>79</sup>

Ihre Lebenserfahrung verallgemeinernd, setzte sie einige Tage später hinzu: »Daß wir jetzt in der Wirklichkeit leben von Dem,